

Jesus Christus.
Ein Zwischenruf für den Zölibat

Zölibatskritiker geben sich gerne vernünftig und aufgeklärt. Das Gegenteil ist oft der Fall. Kostprobe gefällig? Rudolf Neumaier, Feuilletonist der SZ, feiert lustvoll das aktuelle Buch von Hubert Wolf: „Zölibat. 16 Thesen“ und kommt natürlich zu einem Ergebnis, das den Zölibat „sehr, sehr alt aussehen lässt“¹. Bereits die Überschrift über Neumeiers Rezension arbeitet mit dümmlichsten Unterstellungen: „Segenskraft durch Verzicht auf Sex?“ Als ob irgendjemand diese beiden Dinge theologisch ernsthaft miteinander verbinden würde. Nebenbei: Diese Zeitung wirbt für sich mit dem Slogan „Seien Sie anspruchsvoll“. Neumaier weiter: Der Zölibat ist „altmodisch und grausam“, Zölibatäre wollten „nach Obskuranten-Art fortregieren und der Welt absolute Enthaltensamkeit vorgaukeln“, wo doch bereits die Bibel alle Menschen dazu motivieren würde, sie sollten fruchtbar sein und sich vermehren. Auf diesem erbärmlichen Niveau geht es weiter; nicht einmal im Ansatz der Versuch, sich mit dem Kern des Phänomens Zölibat auseinanderzusetzen.

Und das hochgelobte Buch von Hubert Wolf selbst? Wärmt Argumente aus der Zeit des Kulturkampfes auf, bedient eine Theologie aus dem letzten Jahrhundert und hält sich mit biblischen Bezügen vornehm zurück. Der Zölibat sei gegen die Natur des Menschen und enthalte dem Priester Menschenrechte vor. Er sei nicht heilsnotwendig, eine Erfindung des Mittelalters und einer leib- und überhaupt frauenfeindlichen Kirche. Ich kenne keinen Fundamentaltheologen, der irgendetwas als heilsnotwendig bezeichnen würde außer Gott allein; so wiederholt Wolf mit großer Geste theologische Vorkursweisheiten. Verständlich ist, dass ein Historiker wie Wolf gerne seine profunde Sachkenntnis in mittelalterlichen Synoden und ihren verästelten Disputationen ausbreitet oder bereitwillig seine Schatzkiste der Verwerfungen des konfessionellen Zeitalters öffnet. Doch auch bei größter Sympathie für Historiker: Erfunden hat das Mittelalter den Zölibat nicht, die entscheidenden Argumente dafür hat es ebenfalls nicht geliefert; deswegen lassen sich aus ihm auch nicht die entscheidenden Argumente dagegen gewinnen.

Was sowohl Hubert Wolf als auch Rudolf Neumeier fehlt, ist schlicht der Blick in die durch die Bibel grundlegende Vertikale. Zwar hat es die Schwiegermutter des Petrus in eine der Überschriften von Wolfs Buch geschafft, aber Johannes der Täufer, Paulus oder gar Jesus selbst kommen eher als Randfiguren vor. Und in dieser Umkonstruktion der Heiligen Schrift liegt des Pudels Kern: Dass sie eine Sammlung von Erzählungen ist, wie Menschen ihre Gottesbeziehung gelebt, gestaltet, an ihr gelitten, sie immer wieder verändert haben – Fehlanzeige. Und wenn die Frage nach der Gottesbeziehung ausgeblendet wird, entleert sich natürlich auch der Kern des Glaubens ins Nichts hinein. Ohne Gott ist Glaube sinnlos; ein nicht existierender oder irrelevanter Gott ist keine lebensverändernde Größe. Es ist in der Folge logisch, die Kirche als innerweltliche Konstruktion zu

¹ <https://www.sueddeutsche.de/kultur/zoelibat-kirche-hubert-wolf-1.4522081>, aufgerufen am 23.08.2019.

verstehen, der es im Wesentlichen darum geht, sich selbst zu erhalten. Die völlige Absurdität des Zölibats zu behaupten, versteht sich von selbst. Ebenso konsequent ist dann auch die Propaganda, die den Zölibat „sehr, sehr alt aussehen lässt“.

Soll, so behaupte ich einfach einmal als Gegenthese, mit dem lästigen Zölibat auch der Anspruch der Person Jesu Christi entsorgt werden, über diese Welt hinaus zu weisen? Das würde zumindest in eine derzeit auffällige theologische Logik passen, in der die Person Jesu Christi immer mehr an den Rand gedrängt wird. Benedikt XVI. hat schon zu Beginn dieses Jahrtausends auf die Folgen hingewiesen: Wenn wir die Person Jesu Christi „wegschieben, wird der christliche Glaube als solcher aufgehoben und in eine andere Religionsform umgeschmolzen“.² Tatsächlich: Das Christentum im Sinne eines „Weltethos“ zu Ethik und Lebenshilfe umzuwandeln, liegt durchaus im Zug unserer Zeit. Doch Christentum ist nicht nur Horizontale, sondern wesentlich Vertikale. Die Gestalt Jesu Christi, von der sich das Christentum nicht ablösen lässt, ist nur von seiner Beziehung mit dem Vater her verstehbar: Sie „sieht Jesus von seiner Gemeinschaft mit dem Vater her, die die eigentliche Mitte seiner Persönlichkeit ist, ohne die man nichts verstehen kann und von der her er uns auch heute gegenwärtig wird“³.

Diese Gemeinschaft Jesu mit dem Vater ist der Ausgangspunkt eines jeden zölibatären Lebens; eine andere Begründung dafür, als in diese Gemeinschaft Jesu mit dem Vater einzutreten, kann es für die ehelose Lebensform nicht geben. Nur sie rechtfertigt den Verzicht auf Partnerschaft und Familie; sie ist die Lebensform Jesu, denn Jesus hat unverheiratet dieses radikale Abenteuer der Gemeinschaft mit Gott gelebt. Sich mit Gott auf kontemplative Weise im Gebet verbinden, so wie Jesus das getan hat, und sich aktiv für das Reich Gottes einsetzen – beides ist in größerer innerer und äußerer Verfügbarkeit möglich, wenn es nicht mit irdischen Bindungen konkurriert. Und welche Bindung könnte größer und dichter sein als die Ehe, welche Verantwortung intensiver als die für eine Familie? Die Frage nach der priesterlichen Ehelosigkeit ist und bleibt eine Grundsatzentscheidung über die Bereitschaft, für Gott radikal frei zu bleiben und sich – daraus folgend – immer wieder senden zu lassen. Die Ortlosigkeit des zölibatären Priesters ist eines der Kennzeichen für dieses Abenteuer mit Gott, das sich ein ganzes Leben lang durchzieht; er muss auch bereit sein, mit 50 oder 60 Jahren noch einmal völlig neu anzufangen. Am treffendsten formuliert der Görlitzer Bischof Wolfgang Ipolt den eigentlichen Kern der priesterlichen Ehelosigkeit: Wer Jesus repräsentiert, soll auch leben wie Jesus.⁴ Am Altar „in persona Christi“ zu handeln, ist nicht nur ein liturgisches Schauspiel, sondern eine prophetische Wirklichkeit, die das ganze Leben eines Priesters durchzieht. Die Lebensform des Priesters bekennt, dass die Lebensgemeinschaft mit Gott die tiefste Bestimmung und Erfüllung menschlicher Existenz ist. Nicht, als ob menschliche Beziehungen entbehrlich wären, sondern im Sinn, dass ohne Gott alles zu wenig bleibt, dass „nur Gott genügt“. So lebte Jesus, und so lebt demonstrativ auch der zölibatäre Priester. Und dieser Gedankengang ist – sorry, Hubert Wolf – keine Erfindung geldgieriger mittelalterlicher Päpste.

2 Joseph Ratzinger/Benedikt XVI., Jesus von Nazaret, Freiburg 2007, I, 14.

3 Ebd. 12.

4 Vgl. <https://www.katholisch.de/artikel/22570-ipolt-kritik-am-zoelibat-nicht-einfach-zu-verkraften>, aufgerufen am 2.10.2019.

Eine Kirche, die diese Lebensform nicht mehr als ganz zentral für ihre Wirklichkeit ansieht, gibt einen Teil ihrer Identität auf: Sie wäre dann nicht mehr Braut Christi, die ihm überall hin folgt, sondern seine Schwiegermutter, die es sich lieber hier auf dieser Welt gemütlich einrichtet. Tendenzen dazu gibt es, gerade im sehr auf die Strukturen fixierten deutschsprachigen Raum; Papst Franziskus äußert deutlich seine Befürchtung, „dass die Lösungen der derzeitigen und zukünftigen Probleme ausschließlich auf dem Wege der Reform von Strukturen, Organisationen und Verwaltung zu erreichen sei, dass diese aber schlussendlich in keiner Weise die vitalen Punkte berühren, die eigentlich der Aufmerksamkeit bedürfen.“⁵ Glaubt jemand ernsthaft, dass eine Strukturänderung – die Zölibatsfrage wäre eine solche – dazu führt, die wirklich „vitalen Punkte“ anzugehen? Man muss schon sehr naiv sein, um zu glauben, dass mit dem verheirateten Pfarrer schlagartig lebendiges Gemeindeleben, inspirierende Katechese, tiefe Gebetserfahrungen und eine begeisternde Jugendseelsorge in die Pfarreien einkehren. Und das Argument der gewonnenen Glaubwürdigkeit durch den Wegfall des zölibatären Doppellebens lässt sich genauso gut in ihr Gegenteil verdrehen: Das Doppelleben zölibatärer Männer wird durch das Doppelleben verheirateter Männer ersetzt. Ein Nullsummenspiel also.

Die für mich eigentliche Frage im Zusammenhang mit dem Zölibat ist eine ganz andere: Wie kann priesterliches Leben gelingen, wie kann ein Priester seine Ehelosigkeit positiv leben? Und in diesem Punkt hat die Kirche in Deutschland seit dem Konzil schlichtweg geschlafen. Ehelosigkeit bedeutet nicht Beziehungslosigkeit oder gar Einsamkeit. Die allzu vielen biographischen Tragödien bei Priestern – und hier haben Hubert Wolf und Rudolf Neumeier völlig Recht – wurzeln in ihrer fehlenden oder kränkelnden Beziehungslosigkeit, zu sich selbst wie zu anderen Menschen. Dies zeigt sich dann in Machtfantasien bis hin zum Missbrauch aller Art oder im Bruch des Zölibatsversprechens in die ein oder andere Richtung. Hier hat die Kirche ihre Hausaufgaben zu machen.

Für die Zeit der Ausbildung im Priesterseminar ergibt sich daher als ganz grundlegende Aufgabe, besonders auf die Beziehungsfähigkeit der Kandidaten zu achten und sie zu fördern. Fundamental dabei ist die Beziehungsfähigkeit zu sich selbst, zur eigenen Biografie, zu eigenen Gefühlen und Wünschen. Nur wer den Zugang zu sich selbst hat, ihn zulässt und aktiv mit ihm arbeitet, kann zu einer authentischen Person werden. Sie wiederum ist Voraussetzung dafür, mit anderen Menschen in eine gelingende Beziehung zu treten. Das richtige Verhältnis von Nähe und Distanz, Klarheit über die Rolle, in der ich gerade auftrete, die Fähigkeit, mich in die Gefühle und Bedürfnisse anderer Menschen hinein zu versetzen und dementsprechend zu handeln, sind nur einige unter den vielen Kompetenzen die ich brauche, um stabile und verlässliche Beziehungen aufzubauen. Dies muss im ganz wesentlichen während der Seminarbildung grundgelegt und entfaltet werden, zusammen mit den Verantwortlichen der Ausbildung und den Mitstudenten, zusammen mit Frauen und Männern, zusammen mit einem gesunden Umfeld. Wie immer auch künftige Seminarbildung aussehen mag, die menschliche Reifung ist grundlegende Voraussetzung für den priesterlichen Dienst und für ein langfristig zufriedenstellendes Leben. Nur so kann die ehelose Lebensform auch

5 Papst Franziskus, An das pilgernde Volk Gottes in Deutschland, 29. Juni 2019.

auf menschlicher Seite gelingen. Ganz nebenbei: Beziehungsfähigkeit und menschliche Reifung sind auch bei der Eheschließung nicht einfach eine Dreingabe zum Brautsegen.

Richtig schwierig wird es für junge Priester aber erst in den Jahren nach ihrer Weihe, wenn die Begleitung im Seminar wegfällt, wenn sich im Alltag erste Frusterfahrungen einstellen und wenn dann nicht immer gleich jemand als Gesprächspartner zur Hand ist. Bezeichnenderweise geschehen die meisten Missbrauchsfälle rund um das erste Jahrzehnt nach der Priesterweihe. Und hier hat die Kirche noch gewaltigen Nachholbedarf, was die Sozialform des priesterlichen Lebens betrifft. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts herein versammelte sich im Pfarrhaus eine Kommune ganz eigener Art: Pfarrer, Kapläne und Pfarrhausfrau bildeten das Grundgerüst, im ländlichen Bereich kamen oft noch Ökonomen und Wirtschafterin dazu, im städtischen Religionslehrer und Kirchenmusiker. Auch wenn es mit dem Idyll oft nicht weit her war – alleine war niemand, zum Reden fand sich meist irgendjemand, zur „Correctio fraterna“ auch. Josef Bernhart hat in seinem Roman „Der Kaplan“ diese Strukturen mit all ihren Licht- und Schattenseiten meisterhaft beschrieben. Sie sind Vergangenheit. Was geblieben ist, ist der Pfarrer alleine in seinem Pfarrhaus, und wenn es gut geht, eine Haushälterin in Teilzeit. Strukturell geforderte – schließlich möchte jede noch so kleine Gemeinde ihren Pfarrer am liebsten an Ort – und geförderte Einsamkeit ist Nährboden für das Misslingen der Ehelosigkeit. Nur wenn es der Kirche gelingt, an diesem Hebel anzusetzen und neue Ideen für Pfarrhauskommunen zu fördern, sie zu realisieren und im letzten von ihren Priestern einzufordern, entzieht sie den Zölibat dem Verdacht, strukturell in die Katastrophe oder den Missbrauch zu führen. Nebenbei erhöht sie auch die Attraktivität des geistlichen Berufes, denn eine der großen Ängste von Seminaristen ist die, später alleine da zu stehen. Das Vorbild der Evangelien, in denen nie ein Jünger alleine ausgesandt wird, muss Vorbild auch für kirchliche Strukturen werden – vielleicht entwickelt ja der „Synodale Weg“ zu diesem Thema zukunftsweisende Impulse. Es ist keine Angelegenheit eines Fünfjahresplans, aber spätestens binnen einer Generation darf es keine Priester mehr geben, von denen jeder für sich alleine lebt. Das „Abenteuer Jesunachfolge“ braucht Gemeinschaft, Brüderlichkeit und Austausch, und zwar ein Leben lang.

Ein Blick in die Vergangenheit und ein Blick in die Gegenwart können diesen Gedanken kurz entfalten. Das 12. Jahrhundert mit seinem Wachstum an Bevölkerung und Ökonomie erforderte auch neue Formen der Seelsorge. Um sie zu ermöglichen, förderte Erzbischof Konrad I. von Salzburg viele kleine Chorherrenstifte als Seelsorgezentren für das Land: Berchtesgaden, Baumburg oder Gars am Inn gehören zu ihnen, die sogenannte Rottenbacher Reform gab der Bewegung ihren Namen. Wesentlich an ihr war, dass eine Gruppe von Klerikern in relativer Eigenständigkeit und Flexibilität die ihr anvertrauten Kirchensprengel seelsorgerlich betreuen konnte. In der Gegenwart wiederum gehen die meisten pastoralen und spirituellen Impulse von geistlichen Gemeinschaften aus. Von Taizé über die Gemeinschaft Emmanuel bis zur Loretto- Gemeinschaft: Für junge Menschen, die sich vom Evangelium berühren lassen, ist nicht das Verwalten bestehender Strukturen attraktiv – und schon gar nicht ihre bald anstehende Entsorgung –, sondern ein geistlicher Neuaufbruch, und sei er auch noch so klein. Nur wenn wir diese Dynamik beachten, können wir auch als Erzdiözese jungen Männern eine Perspektive als Priester bieten, in der sie ihren

Glauben teilen und miteinander leben können: Die Frage der „Vita communis“ darf nicht mehr nur ein Orchideenthema für besonders Interessierte sein, sondern muss zum geistlichen Grundprogramm eines jeden Priesters gehören. Dabei sind wir wohl erst am Anfang einer größeren Experimentierphase: Bereits jetzt gibt es das Modell, dass mehrere Priester zusammen mit einer Familie in einem Pfarrhaus wohnen. Andere Formen, gerade auf dem Land, könnten dazu kommen: Warum soll nicht im Zuge der Dekanatsreform das ein oder andere geistliche Zentrum rund um eine Gruppe von Priestern, pastoralen Mitarbeitern und ihren Familien errichtet werden? Warum soll nicht das ein oder andere Chorherrenstift seine historische Strahlkraft in einer Region wieder erneuern können und zu einem pastoralen Zentrum ausgebaut werden? Hier könnten Synodale Wege und Reformprozesse einmal ganz andere Gedanken anstoßen, als sich nur an den ewig gleichen Reizthemen abzuarbeiten und die bestehenden Strukturen mit Zähnen und Klauen zu verteidigen. Zugleich würde sie gerade Seelsorgern auf dem Land interessantere Perspektiven bieten, als immer nur einfach die Fläche zu vergrößern. Den priesterlichen Dienst würden solche Experimente zusätzlich attraktiver machen; niemand mehr wird als Priester antreten, um Löcher zu stopfen. Gerade die Generation Y und die folgende Generation Z, die die nächsten Priester stellen wird, legt Wert darauf, selbst mitgestalten zu dürfen. Wenn die Kirche Mitarbeiter aus diesen Generationen gewinnen möchte – und es geht hier nicht nur um Priester –, muss sie in ihren pastoralen Strukturen flexibler werden, damit ein jeder und eine jede Mitarbeiterin, die eigenen Gaben einbringen kann.

Alleine diese kurzen Skizzen zeigen, wie wenig isoliert das Thema Zölibat eigentlich ist, und wie verfehlt es ist, in einer bürgerlichen Problemtrance mantraartig darum zu kreisen. Die Frage nach dem Zölibat zeigt ein viel tiefergehendes Problem an, im letzten die Frage nach Gott. Wenn Theologie und Kirche die Gottesfrage nicht wieder in ihre Mitte rücken, werden sie selbst immer weiter an den Rand gedrückt werden. Daran würde sich auch dann nichts ändern, wenn die Kirche übereifrig alle säkularen Forderungen erfüllen würde, die im medialen Dauerfeuer an sie gerichtet werden. Für Gott begeistern, können wir nur dann, wenn wir selbst von Gott begeistert sind. Die Getauften von Konsumenten zu Mitarbeitern werden zu lassen, gelingt nur dann, wenn sie wissen, warum sie mitarbeiten sollen. Das einzige Argument dafür ist Jesus Christus, eine lebendige Beziehung und eine energiegeladene Liebe zu ihm. Und hier stehen wir noch ganz am Anfang. Rudolf Neumaier, Hubert Wolf und viele andere weisen uns auf ein wichtiges Problem hin. Aber wir lösen es nicht, indem wir entsprechend ihrer Forderung einfach einen Schalter umlegen, sondern indem wir zur Mitte unseres Glaubens zurückkehren, zur Person Jesu Christi und zu seiner Nachfolge. „Seien Sie anspruchsvoll.“ Diesen Slogan können wir gerne von der „Süddeutschen Zeitung“ übernehmen.